

TAFEL 2. Der Strauß.

und lächelnd den Hund in die Grube geworfen. Allein da er von ungefähr in die Klauen eines gründigen Löwen gefallen war, so fragte er ihn, indem er sich loszuwinden suchte, an die Kehle und erweckte dadurch eine angenehme Empfindung an demselben. Der Löwe merkte sich diese Wohlthat, die dieser kleine Hund ihm, obwohl unbewußt, erwies, und nahm ihn von Stunde an in Schutz. Er ernährte und vertheidigte ihn gegen die andern Löwen. Dieser Hund lebte volle 10 Jahre in dieser fürchterlichen Gesellschaft. —

Die Erzählung vom römischen Sklaven Androclus und seinem Löwen kömmt ihr fast in jeder Naturgeschichte lesen (Koff).

Einige Franzosen, die sich auf der Insel St. Louis am Senegal aufhielten, hatten einen Löwen, den sie wegen seiner Schönheit nach Frankreich schicken wollten; allein ehe noch das Schiff abging, wurde er todtkrank. Man machte ihn von seinen Ketten los und schleppte ihn an einen freien Platz. Herr Compagnon, der von der Jagd kam, fand ihn in einem kraftlosen Zustande und gab ihm mitleidig etwas Milch. Hierdurch erholte sich der Löwe und faßte gegen seinen Wohlthäter eine solche Zuneigung, daß er ihm aus den Händen fraß und ihm überall hin, wie ein Hund, mit einem Strick um den Hals, nachfolgte. —

Unter der Regierung Jakob's des Ersten, Königs von England, erhielt Heinrich Meher, ein Uhrmacher in Marocco, 2 junge Löwen, die man nicht lange vorher einer Löwin von Berge Atlas weggenommen hatte. Sie bestanden in einem Männchen und einem Weibchen und waren bis zum Tode des Vektors in dem Garten des Kaisers zusammen geblieben.

Meher nahm das Männchen in sein Schlafzimmer, wo es so lange blieb, bis es so groß wie ein großer Bullenbeißer war, es war völlig zahm und leutsam. Als er nach England zurückkehren wollte, gab er es, obgleich ungern, einem Kaufmann aus Marseille, der es dem Könige von Frankreich schenkte, von dem es an den König von England kam, und 7 Jahre lang im Tower blieb. Ein gewisser Bull, der bei Meher gedient hatte, ging einst mit einigen Freunden in den Tower, um daselbst die Thiere zu besuchen. Der Löwe erkannte ihn augenblicklich und gab durch seine weinende Stimme und durch andere Bewegungen, durch die er ihn einladend näher zu kommen, seine Freude über die Zusammenkunft mit einem alten Freunde deutlich zu erkennen. Bull war nicht weniger erfreut darüber und befahl dem Wärter, die Thür zu öffnen und ging hinein. Der Löwe sprang wie ein Hund an ihm hinauf, bedeckte seine Füße, Hände und sein Gesicht und hüpfte und sprang zum Erschaunen der Zuschauer um ihn herum. Als Bull den Ort verließ, brüllte der Löwe laut, schüttelte vor Wuth und Traurigkeit seinen Köpf und weigerte sich vier Tage lang, Nahrung zu sich zu nehmen. —

Vor einiger Zeit that man einen Hund in den Behälter eines Löwen, der sich im Tower befand, damit er ihn fressen sollte; allein der Löwe verschonte sein Leben, und sie lebten eine ziemliche Zeit in völliger Eintracht beisammen; beide schienen eine große Zuneigung zu einander gefaßt zu haben. Der Hund war manchmal so verwegen,

daß er den Löwen anbellte, und ihm das Futter, das ihnen vorgeworfen wurde, streitig machte; allein der Löwe ertrug dies Alles geduldig und ließ gewöhnlich den Hund so lange fressen, bis er satt war, ehe er selbst seine Mahlzeit begann. —

Herr Hope erzählt vom Löwen der Herzogin von Hamilton Folgendes:

„Ich hatte eines Tages die Ehre, bei der Herzogin von Hamilton zu speisen. Nach Tisch ging die Gesellschaft in den Hof, wo die Herzogin einen Löwen hatte, um ihn füttern zu sehen. Während wir so da standen, und über seine Wildheit wunderten und mit Stößen nach ihm schlugen, daß er seine Beute fahren lassen und auf und los kommen möchte, kam der Thürsteher und meldete der Herzogin, daß ein Sergeant mit einigen Rekruten draußen stehe und gegen den Löwen sehen wolle. Die Herzogin bat die Gesellschaft hierzu um Erlaubniß und äußerte zugleich dabei, daß wir den Löwen füttern sehen würden. Man ließ den Sergeant gerade in dem Augenblicke herein, als der Löwe bei seinem Futter brummte. Der Sergeant ging auf den Behälter des Löwen los und rief: Nero! Nero! Armer Nero! Kennst du mich nicht mehr? das Thier drehte augenblicklich den Kopf um und sah ihn an; dann stand es auf, verließ sein Futter und kam, mit dem Schwanz wedelnd, an den Rand seines Behälters; der Mann legte seine Hand auf dasselbe und schlug es sanft; zugleich erzählte er uns, daß es nunmehr 3 Jahre wären, seitdem sie einander nicht gesehen hätten, und daß ihm auf der Ueberfahrt von Gibraltar nach England die Wartung des Löwen anvertraut gewesen sei. Zugleich äußerte er seine Freude, daß ihm das Thier wiedererkenne und so viel Dankbarkeit beweise. Der Löwe ging während deß froh hin und her, rieb sich an der Stelle, wo sein Wohlthäter stand, und legte diesem die Hand, wenn er sie ihm hinhielt. Der Sergeant wollte in den Behälter hineingehen, allein die Gesellschaft gab dies nicht zu weil sie dem Löwen nicht ganz traute.“ —

Der Strauß.

Der Strauß ist der allergrößte Vogel. Er lebt in den ungeheuern Wüsten von Asien und Afrika. Er trägt seinen Kopf 9 bis 10 Fuß hoch in der Luft, kann weit umherschauen und könnte, wie ein guter Freund, neben einem Reiter auf seinem Koss herlaufen und mit ihm reden, wenn ihm nicht Vernunft und Sprache versagt wären.

Sein Kopf ist klein und platt und besteht aus sehr zarten und schwachen Knochen. Auf dem Wirbel sitzt eine Platte von Horn, wodurch der schwache Kopf bedeckt und verwahrt wird. Sein Schnabel ist fast kegelförmig und die Nasenlöcher eiförmig. Der obere Theil des Kopfes ist unbefiedert. Der übrige Theil des Kopfes, Kehle und Hals sind mit einer weißen Wolle bedeckt, die seinen Haaren ähnlich sieht. Er hat keine runden, sondern eiförmig gebildete Augen, wie

der Mensch. An seinen Augenlidern sitzen Wimpern. Der Hals ist 3 Fuß lang. Er hat nicht, wie die übrigen Vögel, unter den stärkern Federn sogenannte Daunen; sondern alle seine Federn sind von einerlei Beschaffenheit. Die Federn seines Leibes sind weiß und schwarz, bisweilen auch grau. Seine Flügel sind klein und ohne Schwungfedern. Sein Gewicht beträgt 70 bis 80 Pfund. Wegen seiner Schwere und wegen der Kürze seiner Fittige kann er gar nicht fliegen, sondern er muß immer auf der Erde bleiben. Jedoch kann er so außerordentlich schnell laufen, daß das schnellste Pferd ihn nicht einholen kann. Während seines schnellen Laufens streckt er die Flügel so aus, wie ein Mensch seine Arme. Sie laufen in großen Schaaeren in den sandigen Wüsten umher. Von Ferne betrachtet, sieht ein solcher Trupp laufender Strauße die Reisenden oft in Furcht und Schrecken, da er einer Schaar von Reitern nicht unähnlich sieht. Aber obgleich die Strauße weit schneller laufen als die besten Pferde: so können sie doch von diesen eingeholt und gefangen werden. Dieses machen die Araber so: Sie verfolgen, auf ihrem Pferde sitzend, die Strauße in einer gewissen Entfernung und halten sie dadurch vom Fressen ab. Die Strauße haben nämlich in ihrem Laufen das Eigenthümliche, daß sie nie gerade aus laufen, sondern immer einen Birkel machen. Die Araber verfolgen nun einen solchen Trupp Strauße ein Paar Tage lang in immer engeren Birkeln, und machen die Strauße ganz matt, da sie vor Angst nicht fressen. Sobald die Verfolger ihre Müdigkeit merken, sprengen sie auf dieselben in vollem Galopp los. Nun halten sich die Strauße für verloren. Schnell stecken sie ihren Kopf, weil dieser der schwächste Theil ihres Körpers ist, in den Sand und so bleiben sie unbeweglich stehen, und die Verfolger nehmen sie so gefangen oder tödten sie. Die Araber haben es versucht, auf Straußen zu reiten. Sie haben es aber nicht dahin bringen können, sie ordentlich zu regieren.

Am Ende jedes Flügels hat der Strauß 2 hornartige hohle Stacheln, die über 1 Zoll lang sind und ihm wahrscheinlich zur Vertheidigung dienen. Der Schwanz besteht aus einem dicken Büschel von krausen Federn, welche für die schönsten Straußfedern gehalten werden. Seine starken Beine sind unbefiedert und von der Länge des Halses. Der obere Theil derselben ist bis zu den Knien fleischig und nervig. Auf der Brust und am Hinterleibe hat er Schwielen, welche ihm beim Niederlegen und Wiederaufstehen als Stütze dienen. Vorn an den Füßen sitzen 2 Lehen und hinten ein kurzer Sprunggknochen, der bei ihm die Stelle der Ferse vertritt.

Der liebste Aufenthaltsort der Strauße sind die einsamsten und trockensten Gegenden, wo es fast nie regnet. Daher glaubt man auch, daß sie nie saufen. Sie essen Datteln und andere Früchte von Pflanzen. Die gezähmten Strauße gewöhnen sich jedoch auch an Gerste und Bohnen. Auf ihrem Körper soll sich kein Ungeziefer aufhalten.

Das Weibchen des Straußes legt bei 50 Eier in den Sand, auf welche es mit dem Männchen nur des Nachts sitzt und sie bedrückt. Am Tage überlassen sie der in dortiger Gegend so heiß strahlenden

TAFEL 3. Der Ochse oder Stier.

Der Ochse oder Stier.

Sonne die Belichtung. Die Eier sind so groß wie ein Kinderkopf; ihre Schale ist hart, weißlich und mit kleinen Punkten besetzt. Frisch wiegen sie bei 4 Pfd. und schmecken gut. In einem einzigen Ei können sich 4 und mehrere Personen ganz satt essen. Wenn die Jungen aus dem Ei kriechen; so können sie im Anfang nicht gehen; aber schon in wenigen Tagen können sie recht gut laufen.

Aus den Schalen der Straußeneier macht man Schüsseln und Napfe. Diese werden allmählich so hart wie Eisenbein. Bei uns hält man sie als Rarität. Die schönsten Straußeneier kommen aus Peru, die größten aus dem Königreiche Monomotapa und von dem Vorgebirge der guten Hoffnung in Afrika. Das Stück kostet gewöhnlich einen Gulden. Die Mohren tödten die Strauße um der Felle willen, die sie an die Kaufleute von Alexandria in Egypten verkaufen. Die Häute sind sehr dick. Deshalb machten ehemals die Kraber Kleidungsstücke aus denselben, die sie statt des Schildes und Panzers gebrauchten.

Die Strauße lassen sich sehr leicht zahm machen, besonders wenn man sie jung fängt.

Bei Nacht machen die Strauße ein höchliches Geschrei, welches den Reisenden in den Wüsten Geusen erregt. Micha sagt in Bezug darauf Kap. 1, 28: „Ich muß klagen und trauern wie die Strauße.“ Ihr Fleisch wird von einigen gegessen; aber es ist hart und schmeckt schlecht. Die Afrikaner bereiten aus dem Fett der Strauße, indem sie es mit dem warmen Blute vermischen, Straußbutter. Diese essen sie und benutzen sie auch als Arznei.

Der größte Nutzen der Strauße besteht in ihren Flügel- und Schwanzfedern. Einige sind sehr schön weiß, andere schwarz oder grau. Die seltensten sind die weißen und deshalb auch die theuersten. Die besten sind 1 Fuß lang. Diese langen weißen Straußfedern haben vor Alters her schon einen sehr hohen Werth gehabt. Schon die Alten gebrauchten sie als Bierath und kriegerischen Schmuck. Eine gute Straußfeder aus dem Schwanz kostet circa 1 Ducaten. Sehr viele Straußfedern verbraucht man in Europa jetzt auf Hüten, Helmen, als Puz zu Theaterkleidungen und zum Puz der Damen. Die Kavallerie-Offiziere tragen davon Federbüsche. In England und Italien werden auch Hücher für die Damen daraus gemacht. Die Türken schmücken damit ihre Turbane und im Königreiche Kongo verfertigt man gar Kriegsfahnen daraus. — Jedoch schätzt man nur diejenigen Federn hoch, die von lebenden Straußen ausgezogen sind. Man erkennt sie daran, daß aus ihrem Kiel, wenn man ihn zwischen die Finger drückt, ein blutrother Saft fließt. —

Zum Geschlechte des Straußes gehören der Kasuar und der Staupkasuar.

Unser Stier stammt von den Urochsen oder Auerochsen ab, die noch jetzt in Polen, Lithauen und Sibirien wild umher laufen. Der Auerochse ist größer als der zahme. Die Haut desselben ist so dick, daß er keine Schläge achtet. Es werden daraus Schilde verfertigt, die gegen die Kugeln undurchdringlich sind. Sein Fleisch soll vortreflich schmecken. Aus den Hörnern kann man Trinkgefäße machen.

Der zahme Stier hat auswärts gekrümmte Hörner und eine niederhängende, aus der schlaffen Kehlhaut gebildete Wamme. Das eigentliche Vaterland dieser Thiere ist Europa. Sie sind aber, ihres großen Nutzens wegen, fast über den ganzen Erdboden verbreitet. In der Größe und Farbe sind sie sehr verschieden. Einige, die als Mastochsen auf die Weiden gehen, werden wohl 1000 bis 2000 Pfd. schwer. Der Stier hier auf dem Bilde ist ein solcher Mastochs, der auf die Weide geht. Er hat ein dreieckiges Holz um den Hals hängen, damit er nicht wild werden und laufen kann. Die größte Stärke hat der Stier im Halse und Kopfe; daher er auch zum Boden und Pflügen sehr gut gebraucht werden kann. (Siehe das Bild rechts). Sie fressen auf der Weide Gras und Kräuter und werden in den Ställen mit Klee und andern Futterkräutern gefüttert. Im Winter giebt man ihnen Heu, unter welches an einigen Orten auch wohl etwas kurzes Stroh gemischt wird. Die Brunstzeit ist verschieden. Die Kühe brüllen alldann stärker als sonst. Die Begattung pflegt gewöhnlich im Frühjahr zu geschehen, wenn die Kühe auf die Weide getrieben werden. Gewöhnlich hält man bei einer Heerde nur einen Stier zum Bespringen. Die Stiere und Kühe sind wiederkehrende Thiere und haben 4 Magen. An der Speiseröhre befindet sich eine Seitendöffnung, die in den ersten Magen oder den Pansen geht, worin die Speisen eingerichtet werden. Diese gehen, indem der Pansen sich zusammen zieht, in den zweiten Magen, welcher die Haube heißt. Aus diesem werden sie wieder durch die Speiseröhre in das Maul zurück getrieben. Dies geschieht, indem der Magen mittelst gewisser Muskeln zusammen gedrückt wird. Darauf gleiten die nochmals gekauten und zermalnten Speisen abermals durch die Speiseröhre in den zweiten Magen. Aus diesem kommen sie in den Salter oder Faltenmagen. Dieser dient dazu, daß die Speisen zwischen den darin mit vielen Fäden besetzten Blättern nochmals zermalmet werden. Endlich gehen sie in den 4. Magen, den Kohn, wo sie durch Vermischung mit dem Magensaft völlig verdaut werden. —

Das Rindvieh gehört zu den nützlichsten Thieren. Vom Ochsen kann Alles benutzt werden: Mist, Knochen und Klauen, Hörner, Haut, Haare und Fleisch. Das Fleisch des Ochsen ist sehr wohlschmeckend und wird auf verschiedene Weise zubereitet. Dasselbe giebt eine nahrhafte, schmackhafte Suppe. Aus dem Talge ziehen die Seifensieder Lichte. Die vom Nierentalge brennen am besten. Auch verfertigen die Seifensieder aus dem Talge vermittelst des Laugensalzes die Seife. Das Laugensalz erhält man durch das Auslaugen aus

der Asche verbrannter Gewächse. Durch das Kochen oder Sieden werden diese beiden Theile mit einander verbunden, indem während des Kochens das Laugensalz die Fettigkeit auflöst und sich damit vereinigt. Man nimmt auch Kalk und Küchensalz dazu, wodurch die Zubereitung desto besser von Statten geht und die Seife desto eher fertig wird. Von 1 Pfd. Talg erhält man gewöhnlich 2 Pfd. Seife. Ist das Fett schlecht, so bekommt man wenig Seife; wenn altes und schmieriges Talg dazu genommen wird, so wird die Seife fleckig. Die Seifensieder machen auch marmorirte und wohlriechende Seife. Jene soll durch das Umrühren entstehen, wenn sie in die Form gegossen wird. In der wohlriechenden Seife nimmt man Zimmt-, Muskat-, oder andere wohlriechende Oele. Mit der ausgelaugten Asche oder dem Bodensatz in dem Ascherfasse, den man die Seifensiederasche nennt, können Acker und Wiesen vortreflich gedüngt werden. Auf einem Acker thut sie weit bessere Dienste, als der Mist von Thieren, und auf den Wiesen verschwindet davon das trockene Moos und an dessen Stelle wächst ein junges, zartes Gras. — Aus der innern Fläche des Mastdarms ziehen die Engländer eine Haut, die wegen ihrer Feinheit zum letzten Schlagen des Goldes vortreflich ist. Man nennt sie Englische Haut. Sie wird auch zum Verbinden beim Ueberlag und bei Wunden gebraucht. — Die Ochsenhörner werden von den Kammmachern zu groben Kämmen verarbeitet. Die Bein-Drechsler gebrauchen sie, um daraus Pfeifenröhre, Pfeifenspiße, Stockknöpfe u. s. w. zu dreheln. Sie machen auch daraus Jagd-, Pulverhüner, so wie kleine Lockpfeifen, womit man die Thierschimmen nachahmt, um die Thiere dadurch an sich zu locken. Auch verfertigen sie aus solchen Hörnern Büchsen, Löffel, Augen und allerlei Schalen. Die zu dünnen und weichen Knochen verbrennt man zu Asche und verkauft sie unter den Namen „Beinasche“ an die Schmelzhütten und Gold- und Silberarbeiter, die sie zu Lasten oder Kapellen, d. h. Schmelzgefäßen, gebrauchen. Aus den Beinknochen der Ochsen wird das berühmte Beinschwarz der Maler gebrannt. Auch das Ochsenblut gebraucht man zum Läutern des Zuckers und die Buchbinder gebrauchen es zum Vergolden der Bücher. — Der mittlere Theil der Hörner wird durch Hitze geglättet, durch Delung durchsichtiger, auch in dünnere Scheiben zerspalten, um in Laternen der gemeinsten Art statt des Glases benutzt zu werden. Die äußerste Hornspitze wird zu Knöpfen der Peitschen, zu Messerscheiden u. s. w. verbraucht. Das Mark, also das Innerste der Hörner, wird in heißem Wasser ausgekocht; dann schwimmt auf diesem viel Fett, welches die Sieder der gemeinsten Seife benutzen. Das Flüssige dient als eine Art Leim den Tuchbereitern zum Seifen. — Die Ochsenhäute werden von den Ledergerbern zu Leder bereitet (das Sohlleder). In Rußland macht man Justen daraus. Diese werden mit Sandelholz roth gefärbt. Bei der Bereitung dieser Lederart werden stets 2 Häute zusammen genäht; daher auch der Name, da Justen ein Paar heißt. — Die Weißgerber bereiten aus den Ochsenhäuten sogenanntes Klamleder. Es wird von den Sattlern und Riemenern vorzüglich verarbeitet, weil es nicht nur stark, sondern auch zugleich weich ist. — Aus dem Sohl-